zug haltenden jungen Paares, indes er zögernd die hohen Stufen des bischöflichen Palastes herabschritt, darinnen der Herr Bischof ein streng Gericht über ihn gehalten.

Ja, es war weit gekommen mit ihm, daß er sich hatte müssen verklagen lassen wegen Bruchs des Ehegelöbnisses von der stattlichen Frau Ellewibel vom Winnemarkt, der Mutter seines heißgeliebten Ennele, die ihn nicht teilen wollte mit seiner schwarzen Kunst. Ja, die schwarze Kunst! Sie ließ ihm keine Ruh und verzehrte ihn wie ein Feuer, so daß er darüber seiner Herzallerliebsten vergessen.

Er hörte Enneles leichte Schritte hinter sich, wie sie mit ihrem Rechtsbeistand, dem frommen Pater, jetzt gleichfalls die Treppe herabgeschritten kam und an ihm vorbeiging, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Hochrot färbte sich des Meisters Gutenberg blasses Gesicht über die Schmach, die ihm sein Ennele antat.

Der Herr Bischof aber stand am Fenster seines Palastes, blickte den über den Platz Entschreitenden nach und schüttelte bekümmert das Haupt. Das Bild da draußen redete deutlicher als alle Worte. Die beiden stolzen jungen Menschen würden den Weg nicht wieder zurück finden.

Er sollte recht behalten. Sie sahen sich in dreißig Jahren nicht. Bis zu jenem Tage, da man Frau Ellewibel unter die blühenden Linden des Domhofes bettete. Da kam über den Meister im nahen Mainz ein groß Erschrecken. Er ließ alles stehen und liegen, da er des Ennele gedachte und ihres kleinen trotzigen Mundes, den sie ihm so lange verschlossen gehalten und den er doch einmal so heiß geküßt.

Nun, da er vor seinem Ennele stand im hohen Haus am Winnemarkt, lagen um den lieben Mund lauter kleine, feine Fältchen und erzählten von vielem Herzeleid. Und die blonde Pracht der Haare hatte sich wie sein eigen Haar und Bart grau gefärbt und redete von Einsamkeit und Verlassenheit.

Da wurden dem Meister Gutenberg seine große Kunst und all sein hoher Ruhm, den er mit ihr errungen, leid bis tief ins Herz hinein. Er beugte sich über die schmale blasse Hand seines Ennele und küßte sie scheu. Aus seinem Herzen stieg ein Seufzer auf, bang und schwer.

Eine Frage schaute ihn an mit unergründlich rätselhaften Augen, die Frage nach seines Lebens tiefstem Zweck und Ziel: ob er es an eine falsche und verkehrte Sache gehängt hatte, weil er an dem blühenden Rosenstrauch seines Lebens vorbeigegangen war und ihn hatte verwelken lassen um der schwarzen Kunst willen.

Es zwang ihn in die Kniee, und er stammelte: „Jungfrau, vergebt, vergebt!“

Wohl zuckte es da in dem blassen Gesicht des alt gewordenen Jüngferleins. Aber dann zog ihn das Ennele wehmütig lächelnd von der Erden auf und sagte: „Stehet auf, lieber Meister! Ist alles vergeben. Ihr habt der Kunst gedient, der hohen, heiligen. Ihr läßt sich nur mit ganzem Herzen dienen. Ich hab' Euer Herz zerteilen wollen. Das ist nicht recht gewesen. Darf drum nicht hadern. Glaubt, nie und nimmer hättet Ihr geschafft, was Euch gelungen ist, wenn Ihr Euer Herz hättet an mich hängen müssen ... Hätt' Euch zu lieb gehabt.“

Leise und stockend sprach das Ennele diese Worte. Und eine hohe Röte stieg ihr ins Gesicht. Dann aber faßte sie sich und fuhr mit fester Stimme fort und war mit eins das alte stolze Ennele gewesen: „Kommt zum Fenster, lieber Meister! Seht Ihr da draußen die eiserne Tür? Das Ennele zur eisernen Tür, so nennt man mich in Straßburg, weil man meint, das stolze alte Jüngferlein habe kein Herz in der Brust. O wie heiß hat es geschlagen und wie wild hat's sich verzehrt, jahraus, jahrein nach Euch, indes Ihr Eurer Kunst nachginget! Und hat gerungen und gekämpft, bis mir die Kunde kam, daß Euch das große Werk gelungen.

Da bin ich still in mir geworden. Da lernte ich die Hände wieder falten. Das Opfer meiner Liebe war nicht umsonst gebracht. Und diese Eisentür, die ich einst frevelnd zuschlug vor unserem Liebesglück, ist mir der heilige Schrein geworden, dahinter ich Euch schaffen wußte, unbeirrt, an Eurem großen Werk.“

Immer staunender ward des Meisters Gutenberg Miene bei diesen Worten seines Ennele, zu der er gekommen war als zu einer Armen, ihr von seinem Reichtum abzugeben, um nun zu hören, daß all sein Reichtum ihm aus ihren Händen kam.

Da nahm er beide Hände seines Ennele und strich behutsam über sie weg, als wollte er alle ihre Leiden verscheuchen: „Mein Ennele zur eisernen Tür!“

Lache Bajazzo!

Heitere Künstlergeschichten von Karl v. Bondy.

Der schlagfertige Verdi.

Als 1853 die Premiere der „Traviata“ in Venedig stattfand, wurde der Komponist der erfolgreichen Oper von dem österreichischen Offizierscorps zu einem Galasouper eingeladen. Wenngleich Giuseppe Verdi alles eher denn ein Freund der Oesterreicher war, konnte er die Einladung nicht gut ablehnen. Man trank Asti Spumante, den bekannten italienischen Sekt. Verdi leerte sein Glas mit einem einzigen Zuge und bemerkte nicht ganz ohne Absicht: „Ein famoser Tropfen!“ Sein Tischnachbar, ein k. u. k. Hauptmann, merkte wohl die Absicht, wurde aber keineswegs verstimmt und erwiderte ebenfalls tendenziös, auf den bevorstehenden österreichisch-italienischen Krieg anspielend: „Nächstes Jahr trinken wir einen weit besseren in Turin!“ Der Maestro schmunzelte: „Ich glaube kaum, verehrter Herr Hauptmann. Der König von Italien ist leider nicht reich genug, um seine — Kriegsgefangenen mit Sekt bewirten zu können!“

Heines verbotene Bücher.

Heinrich Heine liebte es, den Behörden ein Schnippchen zu schlagen. Als er anläßlich einer Heimreise aus Paris bemerkte, daß die Zollbeamten seine Sachen eifrig durchstöberten, ließ er sich es nicht nehmen, die Leute zu befragen, was sie denn eigentlich suchten. Die Beamten erklärten hierauf, sich davon überzeugen zu wollen, ob Heine nicht vielleicht verbotene Bücher bei sich führe. — „Das hätten Sie früher sagen sollen, meine Herren“, lächelte der Dichter. „Ich wäre gern bereit gewesen, Ihnen die Arbeit zu ersparen. Natürlich habe ich einige bei mir.“ — „Und wo haben Sie die Bücher versteckt?“ erkundigte sich der Kommandeur der Zollwache aufgeregt. — „Hier!“ lautete Heines lakonische Antwort, indem er auf seinen — Kopf deutete.

Der Verfasser des Verfassers.

Alexander Dumas der Aeltere sollte eingestehen, daß er seinem Sohne bei der Abfassung der „Kameliendame“ behilflich gewesen war. „Geben Sie doch wenigstens zu, Ihrem Sohne einige Ratschläge erteilt zu haben“, quälten die jenationslüsternen Freunde den Meister. — „Ratschläge gab ich ihm auf Ehre nicht“, erwiderte Dumas, „wenn Sie es aber durchaus wissen wollen, habe ich gewissermaßen einen Anteil an dem Zustandekommen des Werkes.“ — „Inwiefern?“ erkundigten sich die Neugierigen. — „In meiner Eigenschaft als Verfasser des Verfassers“, lüftete Dumas das „Geheimnis“.

Jedem das Seine.

In einer Künstlergesellschaft wird erzählt, daß Pascal in seiner Jugend mathematische Aufgaben löste, um auf diese Weise die ihn häufig quälenden Kopfschmerzen los zu werden. „Eigenartig“, bemerkte der Humorist Tristan Bernard. „Ich habe es in meiner Schulzeit umgekehrt gemacht. Um keine Kopfkrämpfe zu bekommen, schwänzte ich lieber die Mathematik-Stunde.“

Eine geistreiche Einladung.

Elisa Rachel, die weltberühmte Tragödin des Théatre français, übersandte Dumas folgende Einladung: „Mein lieber Freund, ich erwarte Sie morgen und übermorgen zum Diner. Morgen werden Sie sich bestimmt sehr langweilen, denn ich bin leider keine geistreiche Frau. Uebermorgen werden Sie sich aber umso wohler fühlen, denn mein Geist wird sprühen. Sie wissen ja: ich lerne schnell und habe überdies ein ausgezeichnetes Gedächtnis.“

Renard der Gemütsmensch.

Der französische Dramatiker Jules Renard war ein Fanatiker des Schreibens. Selbst ein Stilkünstler von großem Format, war er der Meinung, daß im ganzen Leben nur die Kunst einen gewissen „Wert“ darstelle. Wie sehr er an seinem Beruf hing, geht aus den geradezu grausamen Worten hervor, die er einst zu Courteline, dem Verfasser von „Boubouroche“, sagte: „Wenn Sie mir die Mitteilung machten, meine Frau sei plötzlich gestorben, würde es darauf ankommen, wie Sie mir diese Hiobsbotschaft übermittelten. Gäbe es in Ihrem Satz eine psychologisch feine Wendung, würde ich bestimmt zunächst diese bewundern und erst in zweiter Linie von der Nachricht erschüttert sein ...“

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 51 — 26. Juni 1929 — 4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6. (Nachdruck verboten.)

4. Fortsetzung.)

In ihren Augen war ein glückliches Leuchten erwacht. Sie schmiegte sich mit schüchterner Hingebung an ihn an und erwiderte seinen Kuß. Dann machte sie sich plötzlich von ihm frei.

„Laß, laß — Elli kommt!“

Es war, wie sie sagte. Das Kind kam eilig hinein und meldete, das Abendessen sei bereit. Ihre Hand in die des Vaters legend, führte die Kleine ihn in das nebenan gelegene Speisezimmer. Dort wartete schon Fräulein Hegewisch, Ellis Fräulein.

Die vier Personen setzten sich zum Abendbrot an den hellgedeckten, hellbeleuchteten Tisch. Ein Gespräch über häusliche Fragen kam in Gang, doch beteiligte Düringer sich nur wenig daran. Mit vorsichtigen Blicken sah seine Frau, daß er mehr und mehr wieder in sich versank, daß unruhige, scheinbar düstere Gedanken hinter seiner Stirn arbeiteten, daß er immer häufiger zu der braunen Holzuhr an der Wand hinübersah, die mit einem gleichmäßigen, dunklen Tone den Fall der Sekunden und Minuten verkündete.

Kaum war Hedwig mit dem Essen fertig, als er aufstand.

„Verzeih, ich muß gehen.“

„In deine Sitzung?“

„Ja, in die Sitzung.“

„Ach, Vater, warum gehst du fort? Ich kann ja nicht einschlafen, wenn du nicht bei mir bist!“

Ein flüchtiges Lächeln erhellte sein Gesicht. Er küßte das Kind und sprach es zur Ruhe mit eiliger Freundlichkeit.

„Aber nicht lange fortbleiben, Vater — das mußt du mir versprechen. Und gleich an mein Bett kommen, wenn du wieder da bist. Wecke mich, wenn ich schon schlafe, daß ich dir gute Nacht sagen kann.“

„Gewiß, gewiß, ich verspreche dir's.“

„Ja, Bruno, komm' nicht zu spät.“

Hedwig war aufgestanden und sah ihn an mit bleichgewordenem Gesicht.

„Ich glaube kaum — gewiß, es wird nicht spät werden. Lebt wohl!“

Er ging hastig, ohne auch noch einmal zurückzuschauen.

Hedwig nahm das Kind an der Hand, um es zu Bett zu bringen. Bevor sie die Tür erreicht hatte, trat Fräulein Hegewisch auf sie zu.

„Gnädige Frau, ich hätte eine Bitte.“

„Und?“

„Ich möchte auch noch gern für eine Stunde fortgehen. Fräulein Berner, meine Freundin von Frankfurt her — gnädige Frau haben sie ja schon bei mir gesehen — hat mir geschrieben. Sie habe wieder einen Anfall von Rheumatismus, an dem sie schon lange leidet, und möchte gern, daß ich ihr ein wenig Gesellschaft leiste.“

„Gehen Sie nur, ich habe nichts dagegen. Lassen Sie sich von Anna den Hausschlüssel geben.“

„Den brauche ich kaum. Es ist ja noch nicht acht Uhr, und es ist kein weiter Weg.“

„Wo wohnt Fräulein Berner?“

„In der Steinstraße.“

„Die ist, ach, ich weiß: eine Seitenstraße von der Kurfürstenstraße.“

„Ganz recht, gnädige Frau. Da will ich mich gleich auf den Weg machen.“

„Gute Nacht, Fräulein,“ rief Elli hinter ihr her, dann ging Hedwig mit der Kleinen ins Schlafzimmer.

Wohl eine halbe Stunde blieb sie noch an dem Bette des Kindes, das immer wieder vom Vater zu plaudern anfing. Hedwig fühlte, wie schon häufig, daß Ellis Liebe zu ihm viel größer war als die zu ihr selbst, aber sie nahm das hin ohne Eifersucht. War doch ihre eigene Liebe zu ihm, wenn auch fest eingeschlossen in ein stilles Herz, ebenso tief und heiß wie die des Kindes. Darum tat ihr heute auch das Herz immer wieder weh.

Nun war das Kind eingeschlafen, mit seines Vaters Namen auf den Lippen. Hedwig stand leise auf und ging hinüber ins Wohnzimmer. Der friedliche Lichtkreis der Lampe lud sie zum Sitzen, aber die Unruhe in ihrer Seele trieb sie zum rastlosen Umherwandern an. Häufig trat sie ans Fenster und schaute hinaus in den trüben, traurigen Winterabend mit seinen umschleierten Laternenlichtern. Die Kälte war gebrochen, ein feuchter, jetzt noch dichter gewordener Nebel erfüllte die Luft. Mit Regenschirmen, die blank waren von Nässe, gingen die Leute auf der anderen Seite der Straße vorüber. Gedämpft kamen durch den Abendnebel die Klänge der fernen Turmuhr herüber.

Hedwig horchte darauf, zählte sie und wunderte sich, wie langsam die einsame Wartezeit verging.

Oft pflegte Bruno ihr abends vorzulesen aus irgendeinem guten Buche. Wo war er jetzt?

Sie glaubte nicht an die späte Sitzung, — „nein, ich glaube nicht daran“, sagte sie laut und erschrak vor der eigenen Stimme.

Vor ihr stieg die Gestalt der Kunewka empor, wie sie vor zwei Abenden ihr so nahe gewesen war in all ihrer blühenden, glühenden, sonnigen Lebenslust. Wenn er dort war, wenn er bei ihr war! Sie preßte die Hand auf das Herz, dessen Schlag sie zu hören meinte in der großen, lastenden Stille. Von der Straße her kam um diese Stunde kein Geräusch; das Haus lag in einer stillen, gartenreichen Vorstadt, wo das Leben zeitig am Abend entschlummerte.

Nun schlug es neun Uhr auf dem Kirchturm.

Hedwig rechnete noch nicht auf das Heimkommen ihres Mannes; er war ja kaum eine Stunde fort. Aber die Unruhe, die sie umhertrieb, wuchs mehr und mehr mit jeder Minute. Wie Unheilsahnung lag es auf ihr. Sie nahm das Buch, aus dem ihr Mann ihr am vergangenen Abend vorgelesen hatte, versuchte allein weiterzulesen und sich die Stimme dabei vorzustellen, die sie liebte. Doch die Tränen traten ihr in die Augen, und sie mußte das Buch schließen. Jetzt begann sie das Umherwandern in dem stillen, einsamen Zimmer aufs neue.

Da — ein Geräusch! Es hatte gerade halb zehn Uhr geschlagen, als draußen die Korridortür mit gewohntem Ton geöffnet wurde. Hedwig versuchte, ruhig zu sein und sich zu sagen, daß Bruno noch nicht heimkommen könne, trotzdem aber eilte sie zur Tür und öffnete sie. Nun sah sie, was ihr Herz nicht zu hoffen gewagt hatte: ihr Mann stand vor ihr. In Hut und Pelz kam er zu ihr herein, faßte mit ausgestreckten Händen die ihren, sah ihr tief in die Augen und sagte mit einem feierlichen, besonderen Ton:

„Da hast du mich wieder."

„Das ist schön, daß du wirklich schon da bist, Bruno." Ganz ruhig klang ihre Stimme; nichts war darin zu spüren von der Aufregung der letzten Stunde. Nach einem ganz kleinen Schweigen setzte sie hinzu:: „Wie kalt aber deine Hände sind! Und wie naß du bist! Regnet es denn so sehr?"

„Naß? Ich weiß nicht, aber ich hab' es nicht bemerkt. Aber ich glaube, daß es regnet."

„Du glaubst es?"

„Ja. Ich habe nicht weiter darauf geachtet. Es macht mir nichts. Ist Elli schon eingeschlafen?"

„Ja, sie schläft."

„Ich will aber doch noch zu ihr hinein. Ich hab' es ihr ja versprochen."

„Leg' doch den Pelz erst ab, er ist so naß. Bist du zu Fuß gegangen?"

„Gewiß, — ja. Lange bin ich umhergelaufen."

„Umhergelaufen?"

„Ja, bis ich nach Hause kam aus der Sitzung, meine ich. Aber ich will mir den Pelz wirklich ausziehen. Es ist hier so heiß."

Er ging hinaus und kam nach einer kleinen Weile in seiner Hauskleidung wieder herein. Es fiel Hedwig auf, daß er sehr bleich war.

„Daß du so früh kämest, hatte ich gar nicht gehofft," sagte sie freundlich. „Als die Tür ging, meinte ich, es wäre Fräulein Hegewisch. Die ist nämlich auch noch ausgegangen."

„Ja, ja, ich weiß."

„Du weißt es?"

„Ja — komm, laß uns zu Elli gehen."

Das Kind erwachte gleich, sobald es des Vaters leisen Ruf hörte und begrüßte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Auch in seiner Art, mit dem Kinde zu sprechen, bemerkte Hedwig etwas, das ihr anders erschien als gewöhnlich: dieselbe feierliche besondere Weise, womit er sie begrüßt hatte. Wohl zehn Minuten saß er an Ellis Bett und erhob sich erst, als Hedwig mahnte, das Kind nun wieder schlafen zu lassen.

Sie hatten kaum das Wohnzimmer betreten, als ein lauter Ton der elektrischen Glocke zu ihnen hereindrang.

„So spät, wer kann das sein?" fragte Düringer.

„Gewiß Fräulein Hegewisch, die den Korridorschlüssel vergessen hat."

Er war im Begriff, die Tür zu öffnen, als diese schon von außen sich auftat. Mit erstauntem, aufgeregtem Gesicht erschien das Hausmädchen in ihr, um zu melden:

„Es ist ein Herr draußen, der den Herrn Regierungsrat durchaus sprechen will."

„Ein Herr?"

Wieder versuchte Düringer die Tür zu gewinnen, doch trat schon der Gemeldete über die Schwelle.

„Sie, Herr Polizeikommissar?"

„Herr Regierungsrat verzeihen mein spätes Eindringen, aber es handelt sich um eine unaufschiebbare Angelegenheit. Ich komme in amtlicher Eigenschaft. Wenn ich vielleicht bitten dürfte, mit in Herrn Regierungsrats Arbeitszimmer gehen zu dürfen?"

„Gern, wenn Sie wünschen."

„Können die Herren die Sache nicht hier besprechen? Darf ich nicht hören, um was es sich handelt?"

Es war Hedwig, die fragte, und sie bemerkte selbst, wie ihre Stimme zitterte, doch hätte sie nicht sagen können, warum eine plötzliche Todesangst sie zu ersticken drohte.

„Gnädige Frau müssen gütigst entschuldigen, wenn ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann. Es handelt sich um eine Sache, die vorläufig nur zwischen dem Herrn Regierungsrat und mir besprochen werden darf."

„Dann muß ich mich fügen."

„Kommen Sie, Herr Kommissar, ich stehe zu Ihren Diensten."

Düringer öffnete die Tür zum Korridor und ließ den Beamten vorangehen. Hedwig blieb allein im Zimmer zurück; die Kräfte versagten ihr, sie sank schwer in einen Sessel. Von draußen kam der Klang einer zweiten geöffneten und geschlossenen Tür, dann breitete sich die tiefe Stille des Winterabends über das Haus.

Ein unklar dumpfes Gefühl der Angst peinigte Hedwig, das deshalb gerade um so schwerer auf ihr lastete, weil es kein bestimmtes Ziel hatte. Bald aber mußte sie fühlen, daß es nur das Vorspiel einer noch weit gewaltigeren Erregung war.

Wenige Minuten hatte sie allein in unruhigem Grübeln verbracht, als draußen die Korridortür geöffnet und gleich darauf auch die Zimmertür schnell aufgerissen wurde. Fräulein Hegewisch war es, die aufgeregt hereinstürzte.

„Wissen Sie es denn schon, gnädige Frau? Haben Sie es auch schon gehört?"

„Was denn? Was gibt es?"

„Mein Gott, es ist ja schrecklich! Die ganze Stadt wird außer sich sein. Die Schauspielerin, die Kunewka" —

„Was ist mit ihr?"

„Ermordet — erwürgt hat man sie heute abend in ihrer Wohnung aufgefunden!"

„Um Gotteswillen, — das ist ja nicht möglich!"

„Also wissen Sie es noch nicht? Ich war doch in der Steinstraße bei meiner Freundin. Und wie ich auf dem Rückwege durch die Kurfürstenstraße ging, wo die Kunewko ja wohnte, da sah ich vor dem Haus eine Menge Menschen stehen. Ich wurde neugierig und fragte einen Polizisten, was da los wäre. Der hat es mir dann gesagt: ermordet, erwürgt ist sie aufgefunden worden in ihrer Wohnung."

„Gräßlich, gräßlich! Wer denn, — wer hat es getan?"

„Das weiß man scheinbar noch nicht. Erst ganz vor kurzem hatte mans entdeckt. Als ich auf dem Hinwege vorbeikam, war noch alles wie sonst. Auch der Herr Regierungsrat werden da nichts bemerkt haben."

„Wieso, — mein Mann?"

„Ja, — oder sind der Herr Regierungsrat noch nicht zurück?"

„Doch, doch. Aber" —

„Ich meinte nur, weil ich auf dem Hinwege doch dem Herrn Regierungsrat begegnet bin gerade vor dem Hause, wo die Schauspielerin wohnte."

„Ich verstehe gnädige Frau nicht ganz. Es war das erstemal, daß ich ihm dort begegnete."

„Gewiß, gewiß, das erstemal. Haben Sie mit ihm gesprochen?"

„Einen Augenblick, ja. Der Herr Regierungsrat war aber eilig und sagte nur, er hätte dort auf einen Herrn gewartet, um zusammen in eine Sitzung zu gehen. Der Herr schiene aber nicht zu kommen."

„Und dann ging er fort?"

„Ja, nach den Anlagen zu."

„Und jetzt eben, — als Sie zurückkamen" —

„Da habe ich den Herrn Regierungsrat nicht wieder gesehen."

Hedwig, die bei der Schreckensnachricht aufgesprungen war, stand einen Augenblick wortlos mit ineinandergekrampften Händen. Dann sagte sie:

Fortsetzung folgt.

Die wiedererstandene Jungfrau von Orléans.

Ein geheimnisvolles Blatt der französischen Geschichte. — War die zu Rouen Verbrannte wirklich Johanna von Arc?

Von Georges Montsard-Paris.

Orléans und mit ihm ganz Frankreich hat vor kurzem mit ungewöhnlichem Festprunk die fünfhundertste Wiederkehr jenes Tages begangen, an dem die Stadt durch Johanna von Arc den Engländern entrissen wurde. In zwei Jahren werden alle französischen Glocken zum Andenken an die Nationalheilige klingen, die fünf Jahrhunderte vorher auf dem Scheiterhaufen zu Rouen verbrannt wurde.

Ist die Jungfrau wirklich dort als Opfer des Schuftes Cauchon und des englischen Hasses gestorben? Die Frage mag eigenartig klingen und Kopfschütteln hervorrufen. Und doch ist es geschichtlich erwiesen, daß Orléans am 18. Juli 1439, also acht Jahre nach der Urteilsvollstreckung zu Rouen, ein Weib als seine Befreierin, als die Jungfrau, anerkannte und mit Jubel in seinen Mauern aufnahm.

Verfolgen wir die geschichtlichen Tatsachen weiter zurück.

Im Frühjahr 1436 erschien ein junges Mädchen in Saint Privat bei Metz, wo sich lothringische Edelleute versammelt hatten: „Ich bin Johanna von Arc!"

Die Worte schlugen wie ein Blitz in die Versammlung. Legenden über das Heldenmädchen schwirrten durch alle Provinzen Frankreichs. Gar mancher glaubte, die Jungfrau, die Märtyrerin, werde einst wieder erstehen. Und nun trat ein Weib vor die lothringischen Ritter, dessen Alter, Gesichtszüge, Gebärden denen der betrauerten Retterin Frankreichs völlig entsprachen. Die Mehrzahl der Ritter war geneigt, dem Mädchen Glauben zu schenken.

Die Zweifel der anderen wurden fast zerstört, als die „Wiedererstandene" den Versammelten eine ganz natürliche Erklärung für ihr Weilen unter den Lebenden geben konnte: „Ich bin aus dem Gefängnis zu Rouen geflohen. Die Engländer scheuten sich, meine Flucht einzugestehen, weil dadurch erwiesen worden wäre, daß der Himmel gegen sie war. Da verbrannten sie eine andere Frau an meiner Stelle, und das Volk glaubte, ich sei tot."

Als nun noch die beiden Brüder der Johanna von Arc, Peter und Johann, in aller Eile aus ihrem Heimatdorf geholt wurden und das Mädchen als ihre Schwester anerkannten, konnte es für die Lothringer keinen Zweifel mehr geben, daß die Retterin Frankreichs vor ihnen stand.

Alles versuchte, ihre Gunst zu erwerben und ihr zu Diensten zu sein. Die Lothringer überhäuften das Mädchen mit Geschenken, stellten ihm Pferde und rüsteten es aus. Die Herzogin von Luxemburg, deren Vetter einst die Jungfrau vor Compiègne den Engländern gegen Geld verkauft hatte, wollte den Makel, der auf ihrem Hause ruhte, abwaschen, lud die „Wiedererstandene" zu sich und empfing sie mit fürstlichen Ehren. Der lothringische Ritter Robert von Armoises legte der Jungfrau Herz und Vermögen zu Füßen und erhielt ihr Jawort.

Von hier ab werden die Berichte der Chronisten etwas weniger bestimmt. Angeblich soll Johanna von Armoises nicht lange untätig an der Seite des Gatten gelebt haben, sondern auf kurtrierischer Seite gegen Köln geritten sein. Viel Lorbeeren sind dort für sie nicht zu ernten gewesen, denn im übrigen wird nur berichtet, der Kölner Erzbischof habe Johanna mit dem Kirchenbann bedroht.

Merkwürdigerweise wandte sich die „Wiedererstandene" nun erst Frankreich zu. Sie entsandte einen ihrer, oder besser gesagt, einen von Johannas von Arc Brüdern an den König, um diesem ihren Besuch anzumelden. Inzwischen aber besann sich Johanna von Armoises eines anderen und ritt zum Besuch Eugens IV. nach Rom. Ob der Papst sie als diejenige anerkannte, die sieben Jahre vorher als Ketzerin verurteilt worden war, ist nicht bekannt. Die Aufnahme muß aber gut gewesen sein, denn kurz danach finden wir Johanna von Armoises als Befehlshaberin einer päpstlichen Abteilung im Kampfe gegen Mailand wieder. Der Chronist berichtet, sie habe sich tapfer geschlagen und zwei Feinde mit eigener Hand getötet. Von ihren Führereigenschaften weiß er dagegen nichts zu erzählen.

Bald darauf ging die Lothringerin nach Südfrankreich und schlug sich dort an der Spitze einer Reiterabteilung mit den Engländern herum. Auch dort scheinen ihr große Taten versagt geblieben zu sein. Immerhin wird aber berichtet, Gilles de Rais, der einst Unterbefehlshaber der Johanna von Arc war, habe ihr den Befehl über seine Truppen übertragen.

Nun scheint es die Lothringerin für an der Zeit gehalten zu haben, auch ihre Stadt Orléans zu besuchen. Sie wurde dort, wie schon erwähnt, mit Jubel empfangen. Diese Tatsache wird von den Chronisten einstimmig berichtet. Im Verlaufe der vier Wochen, die sich Johanna von Armoises in Orléans aufhielt, wurde nicht eine Stimme laut, welche die Lothringerin eine Betrügerin genannt hätte. Selbst Isabella Romea, die Mutter Johannas von Arc, die damals als städtische Pfründnerin in Orléans lebte, soll keinen Einspruch gegen die Behauptungen der Lothringerin erhoben haben. Ob die beiden Frauen mit einander in Berührung gekommen sind, wird zwar nicht berichtet, doch kann die Anwesenheit der Gefeierten Isabella Romea nicht verborgen geblieben sein. Die merkwürdigste Tatsache aber ist, daß Orléans, das bisher jährlich eine feierliche Totenmesse für seine Befreierin hatte lesen lassen, diesen Brauch von 1439 ab einstellte, während die gleichzeitig eingeführte jährliche Befreiungsfeier auch weiterhin begangen wurde.

Von hier ab verliert sich die Spur der „Wiedererstandenen". Einigen Chronisten zufolge soll sie bald danach vom König in Sonderaudienz empfangen worden sein. Dabei konnte sie angeblich nicht alle an sie gestellten Fragen einwandfrei beantworten, verwirrte sich und mußte schließlich gestehen, ihre auffallende Aehnlichkeit mit der Jungfrau von Orléans zum Betrug ausgenutzt zu haben. Aus diesem Grunde soll sie in Paris mit einer entsprechenden Schrift am Halse an den Pranger gestellt worden sein.

Andere Berichte wollen wissen, Johanna von Armoises sei nach Lothringen zurückgekehrt und habe ihr Leben in Frieden als gute Hausfrau und Mutter beschlossen. Für letztere Version würde die Tatsache sprechen, daß die Familie Armoises später das Wappen der Jungfrau in ihrem Schilde führte.

Wer ist nun diese Johanna von Armoises gewesen, die ohne jeden Zweifel von den Bürgern der Stadt Orléans als ihre Befreierin, als Johanna von Arc anerkannt wurde? Für einen Teil der Chronisten war sie, wie schon erwähnt, nur eine Abenteurerin. Einige halten sie für eine Schwester der Jungfrau namens Claudia, von der freilich sonst in der Geschichte nichts bekannt ist. Dagegen fehlt es nicht an Stimmen, die der Erzählung von Johannas Flucht aus dem Gefängnis zu Rouen und der Verbrennung einer anderen Frau an ihrer Stelle unbedingt glauben und Johanna von Armoises als die wahre Jungfrau von Orléans anerkennen. Ob eine endgültige Lösung des Rätsels jemals möglich sein wird, dürfte zweifelhaft sein.

Das Ennele zur eisernen Tür.

Skizze von Kurt Ziesenitz.

Ist dem Meister Henne Gensfleisch zum Gutenberg nicht an der Wiegen gesungen, daß dermaleinst die Buben und Mägdlein in den Schulen würden seinen Namen merken müssen als den des gottbegnadeten Erfinders der Buchdruckkunst. Haben die schwarzen Lettern ihm härter auf das Herze gedruckt denn den Kindern, so sich mit Buchstabieren jahraus, jahrein plagen und sollen dafür noch Dankschön sagen. Wäre ein Dankschön aus einem kleinen, roten Munde dem Meister Gutenberg zu Lebzeiten Lohnes genug gewesen, hat aber darauf warten müssen, bis sein Haar grau geworden und seines Lebens Lust verronnen war ...

„Bin, weiß Gott, zum Narren worden und Schelmen obendrein!", grollte der junge Meister ingrimmig in seinen rotblonden Bart, der sein scharfes, blasses Gesicht mit der hohen Grübelstirn wie eine feurige Lohe umwallte, und wandte den Blick zornwütig ab von dem holden Bilde eines im sonnenüberflirrten Portal des hohen Münsters zu Straßburg unter dem Festgeläut der Glocken seinen bräutlichen Ein-